Polon.
5f

Toton: 5.– Entrechtungen

Politische Betrachtungen

über die

innre Staatsverwaltung von Pohlen,

nach Maaßgabe seiner Grundgesetze, verschiednen Constitutionen, der Sitten seiner Einwohner, und der Hauptursachen seiner Unruhen und seines Verfalls;

aus dem Französischen

eines freyen Bürgers einer Monarchie.

Atqui licet esse beatis.

HOR.

Frankfurth und Leipzig,

1776.

280-85

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die neuern Schriften über Pohlen haben sich dergestalt vermehrt, daß es beynah unnütz scheint, eine abgedroschne Materie, die bereits die Federn einer Menge theils gründlicher, theils müßiger Staatsklugen beschäftigt hat, wieder vor-

zunehmen. Ist ein Land unglücklich, so will jeder ihm Lehren geben. Einige beschäftigen sich blos damit, seinen Verlust zu berechnen, und diejenige Macht zu benennen, die den meisten Vortheil davon gezogen. Andre begnügen sich, den völligen Umsturz der Balanz von Europa der Welt bekannt zu machen, schreyen zum Waffen, und möchten beynah gern erweisen, daß Krieg das einzige Mittel sey, alles wieder in Ordnung zu bringen. Nach der Lehre dieser Herren müßte man also, um Unglücksfälle, die aus Mangel an

Mitteln und Vorsichtigkeit unvermeidlich gewesen, wieder gut zu machen, alles aufs Glück des Krieges ankommen lassen, unerachtet Staatskunst, und Verbesserung der fehlerhaften Zweige der Staatsverwaltung hinreichend sind, alle Vorfälle zu überwinden, und die innerlichen Unruhen, als die wahre Ursache des Uebels, zu stillen. Was helfen aber solche gefährliche Auffoderungen, die eine Nation zu vergebnen Anstrengungen, deren sie nicht einmal fähig ist, anreizen? Wollte man wohl in einem Jahrhunderte, dessen

Staatskunst blos auf das Wohl der Menschen abzweckt, die Litteratur zum Schaden der Menschheit anwenden, den wenig gründlichen Marktschreyern gleich, die mit schönen Worten nur Palliative vorschlagen, oder von nichts als Gliederabnehmungen reden? Werden diese Abhandlungsmacher denn nichts als Untersuchungen, denen man den wenigen darauf verwandten Fleiß ansieht, nichts als traurige und verwüstende Mittel ans Licht bringen? Pohlen braucht eher Erleichterung als neue Lasten, und kann jene blos in seinem eignen Schooß,

und eher in der Ruhe der ihm noch übrig-
gebliebnen Provinzen, als in der Wiederer-
langung der verlornen finden. Es muß sich
weniger mit der leeren Einbildung abgeben,
Besitzthümer mit bewaffneter Hand wieder
zu fodern, die es nicht zu erhalten verstan-
den hat, und vielmehr auf die Ausrottung
des Grundfehlers, der die Staatsverwal-
tung entkräftet, den Staat an auswärti-
ger und innerlicher Thätigkeit hindert, und
unvermerkt seinen Einsturz bereitet, denken.
Wenn man das Schicksal der Einsassen da-
durch milderte, daß man gierige und un-

menschliche Eigenthümer, die nur die Stimme des persönlichen Interesse hören, selbst der Gerechtigkeit unterwürfe, so würde man dem Landmann Liebe zu seinen Feldern, und Lust sie zu vertheidigen einflößen, man würde die Guthsbesitzer nöthigen, Gerechtigkeit zu lieben, oder sich wenigstens im Fall einer Beleidigung der Gesetze, vor ihr zu fürchten. Wäre einmal Ordnung ganz unveränderlich unter den Grundherrschaften und ihren Unterthanen eingeführt, so würde dieser zahlreichste Theil der Nation, und die Gewohnheit, unter dem

Schutz der Gesetze alles in der durch sie verschafften Ruhe zu genießen, die Idee der Unabhängigkeit gänzlich verbreiten, und die Gewißheit, sich der Gewalt der Gerichtshöfe dadurch entziehen zu können, daß man sie entweder öffentlich nicht anerkennt, oder sich ihnen hinterlistiger Weise entzieht, würde wegfallen. Aus der Ehrfurcht für die Gesetze würde ganz unfehlbar auch Ehrfurcht für den Gesetzgeber und das Haupt der Republik entstehen. Die Bande, welche die Glieder mit dem Haupte verbinden, würden sich enger verknüpfen und den Bürgern

gern theurer werden; die Wahl würde ihnen zum allgemeinen Wohl weniger nützlich scheinen, sie würden vor den vielfältigen Zwischenreichen erzittern, die ihnen immer andre Herren geben, die die Conföderationen in Schwung bringen, welche eine die andre zerstören, nach Belieben die Unthätigkeit der Gerichtsbarkeiten befördern, die Felder verwüsten, und allen benachbarten Mächten das Zeichen zu Einfällen geben, die so zu sagen rechtmäßig und um der Gährung in Pohlen Einhalt zu thun, nothwendig werden. Seine Bürger würden

sehr bald die überwiegenden Vortheile der erblichen Monarchie, einer eingerichteten ununterbrochnen Staatsverwaltung, einer vereinbarten und mit sich selbst in allen auf das gemeinsame Beste abzweckenden Unternehmungen einiger Gewalt erkennen, und die Wahl ihrer Fürsten nicht anders als die unvermeidliche Quelle aller Unglücksfälle der Republik ansehen. Blos durch eine schleunige Umschmelzung seiner Gesetze und Constitutionen darf Pohlen dem Fall, den seine innerliche Unruhen gewiß machen, zuvorzukommen hoffen. Es kommt nicht so

viel

viel darauf an, den Feinden von außen unbedeutende und ohnmächtige Raisonnements entgegen zu setzen, als darauf, die unversieglichen Quellen des bürgerlichen Krieges zu verstopfen, und allen Vorwand zu innerlichen Empörungen von Grund aus auszurotten. Was hilfts doch wohl einer Nation, die nicht mit sich selbst eins werden kann, alles der Ausübung eines Rechts aufopfern zu wollen, das ihr schädlich ist, und von dem eine Reihe von Jahrhunderten bereits erwiesen, daß es ihr nicht anders als nachtheilig seyn kann? Vergebens werden die Pohlen

len sagen: „die freye Wahl eines Ober-
„herrn ist ein eben so alter Gebrauch, als die
„Monarchie, wir können auf dieses Recht
„nicht Verzicht thun, ohne nicht zugleich den
„Verlust unsrer Freyheit zu wagen, indem
„wir uns auf beständig der Gewalt eines
„Monarchen überliefern.“ Man kann ih-
nen hierauf antworten: Ihr zieht ohnfehl-
bar der beständigen Unterwerfung unter
ein Haupt eurer Nation die Sclaverey und
den gezwungenen Gehorsam vor, zu dem
euch fremde Fürsten nöthigen, Fürsten, die
eure Provinzen unter sich theilen, die Auf-

lagen

lagen und Dienste nach Belieben von euch fodern, und deren Gesetze nichts als Erpressungen, Gewalt und das Recht der Eroberung oder der Usurpation zum Grunde haben? Eins von beyden müßt ihr wählen, denn am Ende muß man doch gehorsamen und abhängig seyn, um der Vortheile einer polizirten Regierung zu genießen. Will man dieses nicht, so würde es eben so gut seyn, als ob man der ganzen Welt ankündigte, daß man zur ursprünglichen Barbarey zurückkehren, sich nicht mehr an die allgemeinen Gesetze civilisirter Nationen und in Ge-

sellschaft lebender Völker kehren, sondern auf gut Berath verderbter und einsichtsloser Bandenhäupter umher irren, sich in so viel Horden, als ehrgeizige Köpfe an ihre Spitze sich zu setzen finden, theilen wolle, und daß man dadurch zur Unabhängigkeit zu gelangen sich schmeichle. Welche abgeschmackte, unzuläßige Entwürfe, denen ihre eigne Urheber zum ersten Opfer werden, und die den gänzlichen Verfall nach sich ziehen würden. So schwer wird es den Staaten, ihren vergangnen Glanz wieder zu erhalten, sich vor den Folgen einer durch viel-

fältige Fehler verursachten Zerrüttung, vor ansehnlicherm und nach und nach erfolgendem Verlust zu bewahren, wofern nicht geschickte und unerschrockne Bürger den Fehler der Gesetzgebung ohne Barmherzigkeit angreifen, der Staatsverwaltung nicht Thätigkeit und feste Dauer schaffen, wenn sie nicht eilen, dem Oberhaupte, dessen Feinde stets Feinde des Staats sind, den Sieg zu verschaffen.

Politische Betrachtungen
über
die innere Staatsverfassung von Pohlen.

Es giebt keine völlig unzerstörbare Regierungsform, und keinen über alle Veränderungen erhabenen Staat. Die glücklichsten, die blühendsten Reiche sind politischen Abwechselungen und Erschütterungen unterworfen. Bloß durch einen beständigen Fleiß, durch gehörig unterstützte Klugheit können sie sich vor den von Neuerungen unzertrennlichen Unglücksfällen, und den bürgerlichen Unruhen der Anarchie, zu der die Völker ei-

nen natürlichen Hang haben, sicher stellen. Was kann aus einem Lande werden, dessen mittelmäßige Kräfte und Reichthümer den Umlauf der Hülfsquellen austrocknen, wenn seine veränderliche, verwickelte, und stets unbestimmte Staatsverwaltung keine gewisse Regeln annehmen will, wenn seine Gesetze sich widersprechen, wenn seine Gerichtshöfe gegeneinander sind, und sich schaden, wenn seine Gewalt sich theilt und kreuzt, wenn seine schlechtverbundene Grundsätze selbst nicht das gute zu stande bringen können, was sie doch zu ihrem Zweck haben sollen? Alles hängt alsdann vom Eigensinn und der Macht einiger Particuliers ab, deren Ehrgeiz oder Misvergnügen nichts verschont, und auf den Umsturz von allem nothwendig abzweckt. Eine jede Nation muß die Augen vorzüglich über ihre innre Verfassung öffnen, ihre Kräfte kennen und berechnen, sich durch die Art wie sie ihre Regierung führt, und die Mittel, die sie in sich selbst hat, ehrwürdig machen, und in der That sich auf keinen als auf sich selbst verlassen. Widrigenfalls kann sie

zum

zum Lohn für ihre Unordnungen, und innerliche Raserey gewiß erwarten, von ihren Nachbarn angegriffen, von ihren Bundesgenossen verlassen zu werden, ihren Credit, ihr Ansehen, ihren Einfluß zu verlieren, und endlich ihren völligen Untergang zu erreichen. Lächerliche Klagen, ohnmächtige Anstrengungen, eifrig erflehete Hülfe sind beständig die bittern Früchte einer auf nichts sich gründenden Staatsverwaltung, einer thörichten Sicherheit, einer blinden und verwegnen Einbildung. Die Geschichte ist voll merkwürdiger Beyspiele von den traurigen Wirkungen der Anarchie, und einer mit sich selbst im Streit lebenden Gewalt. Pohlen, diese ehmals so furchtbare, und die Größe ihres erlauchten Ursprungs mit Ruhm aufrechterhaltende Republik liefert uns in unsern Tagen das allereinleuchtendste. Möchte es doch einmal sich durch eingebildete Hoffnungen zu betrügen aufhören; möchte es sich doch blos damit beschäfftigen, seiner politischen Existenz einen festen Grund zu schaffen, möchte es sich doch unaufhörlich dahin bestreben, die

Unthätigkeit und den schlechten Zusammenhang seiner Gerichtsbarkeiten aufzuheben, sich eine nützliche Ruhe zu verschaffen, und nicht so unüberlegt zu hoffen, daß seine Zerrüttungen, und Verluste alle Mächte Europens intreßiren müßten. Bleibt ihm nicht ein fruchtbarer Boden, eine ansehnliche Bevölkerung, eine vortheilhafte Lage, ein uneigennütziger Weise für das Wohl seiner Völker und das Glück der Menschheit gleich besorgter Monarch? Zahlreiche und mächtige Trostgründe genug, die ein strenger und unparteyischer Schriftsteller, welcher Menschenblut in welchem Lande es wolle ungern fliessen sieht, und der in seiner Seele überzeugt ist, daß die kluge Staatskunst nur blos dahin zwecken soll, den Menschen einen Geschmack an der Süßigkeit des Friedens dadurch beyzubringen, daß sie sie zur Vernunft, zum Geist der Einigkeit, der allein das öffentliche Glück durch die Vereinbarung der Willen macht, in dieser Schrift einer unglücklichen Nation anbeut. Man verschone mich daher mit dem Verdacht, als

ob ich die unglücklichen Pohlen durch eine Vorstellung ihrer Uebel, durch eine Erzählung ihrer Unruhen und ein treues Gemählde der Unvollkommenheiten ihrer Regierung zu betrüben suche. Ich will ihnen blos eine wahre und wohl überdachte Anzeige der Hülfsmittel vorlegen, die sie noch in Händen haben, um dem Fortgange ihres Unglücks Einhalt zu thun, und sich fürs künftige eine Regierungsform zu bereiten, die nicht nach dem Belieben aufrührerischer Köpfe gestöhrt werden kann. Euer Glück steht in euren Händen, erlauchte Abstämmlinge jener Sarmaten, deren Geist unmöglich ganz erloschen seyn kann. Lernt aber die Vortheile eines gemächlichen Auskommens und der Ruhe der unglücklichen Leidenschaft für Meutereyen, Faktionen, für ein beständiges und unvernünftiges Misvergnügen, welches alle Theile eurer Republik zerrüttet und zerreißt, vorziehen; vermengt nicht weiter das ehrwürdige und geliebte Bild der wirklichen Freyheit der Nationen mit dem verächtlichen und häßlichen Phantom, das seine

rasenden Anhänger in alle Ausschweifungen des Raubes und der Liebe zu Unruhen stürzt. Erkennt eure Fehler, erröthet nicht, sie einzugestehen, es ist Weisheit, sie zum besten anzuwenden und aus den Lehren der traurigsten Erfahrung Vortheil zu ziehen, um nicht mehr das klägliche Opfer eitler und scheinbarer Vorspiegelungen, um nicht ein Schauspiel der ganzen Welt zu werden, die über dem Anblick einer sich selbst bekriegenden Nation, sich untereinander selbst erwürgender Bürger, einer Nation, die sich selbst mit Schande bedeckt, und nach ihrem gänzlichen Umsturz ringt, traurig ist. Freyheit wird niemals in den Augen eines klugen Volks in willkührlichem und unabhängendem Genuß bestehen. Die über ihre Freyheit eyfersüchtige Nationen haben in Befolgung der Gesetze und einem vernünftigen Gehorsam ihr Glück gefunden, das Glück, dessen gefährlichster Feind die ausgelaßne Freyheit ist. Vis consilii expers mole ruit sua.

Die Ungemächlichkeiten und Vortheile eines vermischten Regiments, einer getheilten Macht halten sich so ziemlich die Waage. Das öffentliche Wohl und die öffentliche Ruhe werden bey dieser unregelmäßigen Staatsverwaltung nicht leiden, wenn nur diejenigen, in deren Händen die Gewalt ist, mäßig sind, und von ihren eignen Vortheilen so viel selbst verstehen, daß sie sich nicht immer einer dem andern etwas abwendig zu machen suchen. Der Zweck einer mit der republicanischen Form verbundnen Monarchie besteht darinn, dem unruhigen Kopf und der rottiereriſchen Dreustigkeit des Republikaners Fesseln anzulegen, und die rechtmäßige Gewalt eines Oberhaupts der zügellosen Ausgelassenheit des Bürgers, der unter dem Namen und Schein der Freyheit alles übern Haufen stossen, alles seinen Absichten, seinen Talenten, seinem Uebergewicht über die Volksmenge unterjochen will, entgegen zu stellen. Dagegen bestehen in der Gebung und Abschaffung der Gesetze, in der Thätigkeit der Gerichts-

höfe, in der Aufrechthaltung der Staatskräfte, in der Zusammenstimmung aller Theile zum allgemeinen Besten, die Pflichten des Oberhaupts einer Republik, die sich auf die Wachsamkeit des Monarchen verläßt, und sich um mehrerer Sicherheit und der Erhaltung ihres Glanzes wegen einen Herrn giebt. Zur Belohnung der mit der Königswürde verknüpften beschwerlichen Arbeiten ist es indessen billig, daß der Souverain einen sichern Stand habe, daß er eine feste Krone trage, daß er in Frieden regiere, und daß die Nation, die sich ihn freywillig erkohren, nicht immer nach einer neuen Wahl begierig scheine.

Nichts ist für ein Volk schmeichelhafter, als das Recht, denjenigen Bürger, der ihm zum Befehlen am würdigsten scheint, auf den Thron zu erheben, zügleich aber ist auch für den Bürger nichts verführerischer, als die Hoffnung, einst auch einmal des höchsten Ranges und der mit der Königswürde verbundnen Ehren zu geniessen. Die Wahlfreyheit beut zwar eine große Menge

von

von Hülfsquellen an, indessen ist sie doch nicht ohne alles Risico, und hat auch ihre traurige Folgen. Der Theil der Nation, der die gesetzgebende und gesetzausübende Gewalt hat, und den Staat verwaltet, lasse sich aber nicht verblenden, und der Ehrgeizige selbst zittere vor dem Gewicht einer Wahlkrone, die er weniger seinem Verdienst, als den Faktionen und Parteyen eines wankelmüthigen und eigennützigen Volks zu danken haben würde. Die Fehler, die Unfähigkeit und Unerfahrenheit des Oberhaupts fallen sicher auf den Staat zurück, der über seine schlechte Wahl niemals zu entschuldigen ist, und niemals wie in einem Erbreich den Vortheil hat, sich über die Untüchtigkeit eines ihm durch eine unveränderliche Erbfolge gegebnen Haupts zu beschweren. Einen Monarchen abzusetzen, oder zum Niederlegen des Scepters zu zwingen, ist eine schimpfliche, und fast immer traurige Methode, Misbräuchen abzuhelfen, die während einem Zwischenreich nur zunehmen, und die eine neue

Wahl selten gänzlich abschafft. Ueberdem ist es ungewiß, und selten, daß der neue Fürst alle Triebfedern der Regierung genau genug kennt, um die Unordnungen mit einmal anhalten, jeden Verlust wieder gut machen, die Mittel sammeln und wieder schaffen, den Gesetzen ihre Kraft, den Waffen ihren Ruhm, den Städten und dem Landmann Ueberfluß, und den Unterthanen die Ruhe wieder schaffen zu können. Alles dieses fordert indessen gemeinhin eine Nation bey ihren ruhigsten Wahlen, bey Wahlen, die das öffentliche Beste wirklich zum Augenmerk haben; als wenn die Regierungskunst keine Vorbereitung, keinen Versuch von Seiten des Souverains erfoderte, und der Anfang seines Regiments keine Aufmunterung, keine Nachsicht von Seiten des Volks nöthig hätte. Alle Glieder des Staats müssen also nothwendig zugleich mit dem Oberhaupt Einen Zweck haben, seine Arbeiten mit ihm theilen und sie unterstützen, — beyleibe aber nicht immer stöhren, und seine Unternehmungen mit Fleiß

nicht gelingen lassen. Wie kann man aber einerley Willen in einer Republik erwarten, die beständig auf einer falschen und übelverstandnen Idee von Freyheit bestünde, die Eigennutz und Neuheitssucht nach Willkühr tyrannisiren, die nur eine blos kalte und kurzdaurende Zuneigung zu ihrem Fürsten, haben wollte, dessen Absichten ebenmäßig auch nur auf seine eigne Person eingeschränkt, so wie seine gute Gesinnungen nur vorübergehend wären? Was soll man von einem durch die übertriebene Gerechtsame der Lehnsmacht beständig unterdrückten Volke erwarten, von einem Volke, dessen Unterthanschaft an Dienstbarkeit gränzt, das vor dem bloßem Wort von Nationalgehorsam, bürgerlicher Subordination, vaterländischer Disciplin, scheu wird, während daß die Herren das Recht über Leben und Tod willkührlich ausüben, und dem unglücklichen Bearbeiter ihrer Besitzthümer kaum das Recht, ein Mensch zu seyn, gestatten? Es scheint also, daß die Freyheit, die eine traurige Chimäre

ist,

ist, wenn mächtige Privatpersonen sich nur blos darum auf sie berufen, um sie zum Nachtheil des Staats zu misbrauchen, weniger das Fundamentalgesetz, und der Grundstein der pohlnischen Königswahlen sey, als vielmehr der unmittelbare und öffentliche Unterhändler ehrgeiziger Bürger, als das gewisse Triebrad ihres Widerwillens gegen jede feste und fortdaurende Regierungsform; als das Resultat aller Plane ihrer persönlichen Erhebung, ihres unruhigen Genies, ihres flüchtigen und zu allerhand Streichen aufgelegten Humeurs, als die Wirkung ihrer wenigen Liebe für die gemeine Sache, und die National-Glückseligkeit. Stets bereit, das allgemeine Wohl, den Souverain, den Vortheil, den Wohlstand und die Ruhe des Staats aufzuopfern, sehen sie die Zeit der Wahl nur für eine immer sich erneuernde Gelegenheit an, ihre Reichthümer zu vermehren, und ein neues Ansehen bey den Staatsgeschäften durch die Feilhaltung ihrer Stimmen, durch eine beständige Widersetzlichkeit

wider den festen Plan, und die regelmäßige Bewegung der sehr großen, und sehr mühsamen Maschine der Republik zu gewinnen, dadurch, daß sie die Stimmen der Woywodschaften, deren Häupter sie gewonnen, und die sie auf den Tag einer Wahl so bewaffnen, als ob es zu einer Schlacht gehen sollte, lenken, eilen sie vielmehr zur öffentlichen Besitznehmung des Throns für ihre eigne Person, oder für ihre Anhänger, als daß sie zur friedlichen Ernennung oder freyen Wahl eines Souverains schreiten sollten. Von dem Augenblick an scheint die Krone dem reichsten, und parteygeistigsten gewiß zu seyn, und das Verdienst darf sich weiter keine Rechnung machen, über die Ränke und Gewalt, die man bey den Wahlstimmen angewandt, die Oberhand zu bekommen. Mit Grund der Wahrheit kann man also wohl sagen, daß diese umlaufende Belohnung, die die Wahlkrone jedem fähigen und tugendhaften Bürger verspricht, gemeinhin keinem andern, als dem Nebenbuhler zu Theil wird, der das meiste Gold verschwendet,

det, und durch Versprechungen die meisten Anhänger gewonnen hat. Das Recht einer freyen Wahl, und das Hülfsmittel, im Fall einer schlechten Staatsverwaltung, dem unwürdigen Besitzer des Throns die Krone wieder nehmen zu können, giebt daher zu eben so viel Misbrauch Anlaß, als es betrüglich ist. Denn man wird sich kein Gewissen daraus machen, auf eine leichtsinnige Weise, und auf erdachte Beschwerden einen Landesherrn abzusetzen, der es durch erkaufte Stimmen geworden, den seine geringen Talente der Nation lastbar machen, und den der Ehrgeiz eben der Faktionsgeister bald von der Königswürde auszuschließen suchen wird. Auf solche Art wird alles um eines Nichts willen verdorben und übern Haufen gestoßen, auf solche Art werden die wirklichen Vortheile der freyen und bedingten Wahl eines Monarchen auf Lebenszeit durch diese ausgemachten Stöhrer vernichtet. Bald wird darauf jene Menge von Uebeln entstehen, die ganz nothwendig aus der Form der Wahlen, und

der

der Ungewißheit der Staatsverwaltung entspringen. Die Gerichtshöfe werden in den Provinzen matt und kraftlos werden, während daß der erste Gerichtshof der Nation, indem er seine Kräfte unnützer Weise auf Reichs- und Landtagen erschöpft, beständig wider die Ränke und Griffe mächtiger Particuliers zu kämpfen genöthigt seyn wird. Der Geist der Parteyen, Faktionen, des Feilbietens, der die Senatoren vor oder während der Wahl geplagt hat, wird sie auch nachher plagen. Die Herzen Obrigkeitlicher Personen werden nur bloß gegen die Stimme des schmutzigen Eigennutzes empfindlich seyn, sie werden sich selbst nicht der Laster erwehren können, die sie doch an andern bestrafen und unterdrücken sollten. Blinde Wuth und öffentliche Gewalt werden mehr, als Einmüthigkeit, den Stimmen das Uebergewicht geben, und der pohlnische Monarch wird Gefahr laufen, seine Krone blos dem Eigensinn, oder der Verlegenheit der Auswahl verdanken, oder einen Thron besteigen zu müssen, der mit Cypressen bedeckt,

und

und mit offnen Abgründen umgeben ist. Traurige Vorbedeutungen für seine Regierung, und das Glück der Nation!

Das ist beynah der sichre Ausgang solcher Wahltage, als man fast seit zweyhundert Jahren in Pohlen gehalten hat. Ist der Thron ausschlüssungsweise Einem von der Nation vorbehalten, so sind die Cabalen darum, weil sie innerlich sind und blos einen Mitbürger zum Gegenstande haben, doch nicht minder geschäftig, nicht minder grausam in ihren Wirkungen. Ist man willens, die Krone einem Fremden aufzusetzen, so kommt alles in Gährung, und dann ist fast nicht ein einziger Patriot, der nicht bereit wäre, über die Souverainität zu handeln, der sich schmeicheln könnte, gegen Bestechungen, gegen den Reiz der vornehmsten Aemter in der Republik, wodurch man seine Stimme zu gewinnen sucht, unempfindlich zu bleiben. Der unmäßige Durst nach Gold, das Verlangen, bald in der höchsten Gunst zu stehen, wird für den größten Theil der Bürger ein dringendes Bedürf-

niß. Die Nation kehrt sich um und um, zerfleischt sich, unterhält sich in der übertriebnen Begierde nach dem Reichthum andrer, stützt sich auf erbettelte Kräfte, und vernachläßigt ihre eignen, die sie allein bearbeiten und schonen sollte. Man könnte daher jede pohlnische Königswahl mit dem Ausbruch eines heftigen Volkans vergleichen, der in der ganzen Nation unterirrdisch brennt. Der Heerd dieses bürgerlichen Feuers liegt in der gemischten Regierungsform, in der fehlerhaften Staatsverwaltung, in der Gesetzlosigkeit während des Zwischenreichs, in der wenigen Anhänglichkeit der Pohlen an ihre Fürsten, die nur eine kurze Zeit auf dem Thron bleiben! seine traurige Nahrung besteht in dem Feilseyn, in der Unbeständigkeit, und der äußersten Licenz, wozu das Lehnsregiment, das immer geneigt ist, mit der Monarchie über die oberste Gewalt zu streiten, ein Recht schafft. Ausserdem könnte ich mich noch über die Fälle einer doppelten Wahl auslassen, wenn der zwischen zween bewaffneten Mitwer-

C bern

dern getheilte Staat seine Länder einem bürgerlichen Kriege Preiß gegeben sieht, und nur vom Ausschlage der offenbaren Gewalt, nach den langen Streitigkeiten einer stürmischen Wahl, die meistentheils schon Bürgerblut besiegelt hat, einen Oberherrn erwarten muß. Welch ein grausamer Verlust, den, wenn er schon so oft erlitten worden, das Land gewiß durch Verarmung und Entvölkerung auf den Gränzdistrickten empfindlich fühlen muß. Die Jahrbücher Pohlens sind voll genug solcher Vorfälle, daß also die einstimmige oder uneinstimmige Wahl in den Augen der Nation weniger Reiz haben, und sie sich wohl zur Annahme der Erbfolge zu ihrem großen Vortheile entschlüssen könnte. Vermuthlich ist es der Zeit allein vorbehalten, sie von der unvermeidlichen Gefahr, die sie läuft, wenn sie länger hartnäckig auf dem anscheinend glänzenden, aber in seinen Folgen traurigen Recht einer freyen Königswahl besteht, zu überzeugen. Die erbliche und friedliche Thronbesteigung seiner Könige würde dadurch

durch, daß die höchste Gewalt und der höchste Rang bey Einer Familie verblieben, der Republik einen bestimmten Plan zu entwerfen erlauben, sie würde die Staatsverwaltung fester, und ihre Triebfedern beweglicher machen, sie würde den Ehrgeiz der Großen auslöschen, und die Ruhe der Unterthanen, so wie die Dauer der pohlnischen Monarchie versichern. Was ist an der Form der Regierung gelegen, wenn es darauf ankommt, das Vergangne wieder gut zu machen, und sich eine sichre und ruhige Zukunft zuzubereiten? Wo Freyheit schädlich ist, und gar nicht einmal existirt, wird man da wohl frey, glücklich und mächtig seyn, wenn man sich blos an einem eingebildeten Glanz, an einer wirklich fesseltragenden Unabhängigkeit weidet und dreust ausschreyt: daß man frey sey. Die Halsstarrigkeit sollte doch wohl einmal den vielfältigen Vorfällen, den thätlichen und durch den Verlust vieler Provinzen erhärteten Beweisen nachgeben, und die vernünftigsten Bürger einer Nation sollten eilen, die förmliche Einrich-

tung in den wesentlichen und selbst in den allerersten Rechten, die eine Abschaffung erfordern, abzuändern, in dem alle die neue zusammentreffende Umstände weder denselben Regierungsplan noch dieselben Grundgesetze, deren Misbrauch und wesentliche Fehler einleuchtend sind, beyzubehalten erlauben. Da die Unnützlichkeit und der Nachtheil der Wahlen in Pohlen von dem alten Gebrauch, daß man sie auf den so genannten Comitiis palludatis vornahm, wo die gezwungne Stimmen von tausend fremden, und der von der Nation vorzunehmenden Wahl schädlichen Ursachen abhängen, herkommt, so ist es klar, daß das Recht sich selbst ganz frey einen Oberherrn zu setzen sowohl im Grund als der Form nach ein Uebel ist, und blos in leeren Worten besteht, welche gewinnsüchtige Schwärmer in den Augen der Schwachen und Unwissenden, aus denen das Volk gemeinhin besteht, unglücklicher Weise gültig zu machen die Kunst verstehen. Man giebt sich weniger Mühe, die pacta conventa gehörig abzufassen, als man sich beeifert,

der

der Parthey, von der man ist, die Oberhand zu verschaffen. Der künftige Monarch mag unter welchen Bedingungen es wolle regieren, wenn man nur von den Umständen seinen guten Vortheil gezogen, und sich der Gunst der künftigen neuen Regierung versichert hat. Die Versammlungen, bey denen die ganze Nation sich befindet, sind so viel unglückliche Epochen des Verderbnisses, des Feilseyns, und der Raserey einiger Ehrgeizigen. Die Unordnung erstreckt sich bisweilen bis auf die Bekanntmachung und Annahme der Universalien, auf die Wahl des Reichstagsmarschalls, auf die Zulassung der Eingebohrnen oder Ausländer, die Theil daran haben sollen. Die Berathschlagungen haben weniger solche Dinge zum Gegenstande, die zum Besten der Republik bey der vorstehenden Wahl wesentlich sind, als den betrüglichen Schein persönlicher und vergänglicher Vortheile. Ueber dem Streit über Meynungen kommt es zur Unruhe unter den Gliedern jeder Partey, vom Schreyen geht man zu Thätlichkeiten über!

 und

und das Heiligthum der Gesetze ist dann nicht einmal ein Zufluchtsort wider die Gewalt. Kaum sehen die Repräsentanten jedes Palatinats, daß der Weg einer freundschaftlichen und gesetzmäßigen Verträglichkeit vorbey ist, so laufen sie auch schon umher, um die Bürger dahin zubewegen, durch Menge und Aufruhr das Uebergewicht zu erhalten. Man stellt sich in Linien gegeneinanderüber, die von ihren Häuptern angefeurten Anhänger gehn aufeinander los, und die Säbel, die nur lediglich zur Vertheidigung des Vaterlandes und Königes gezückt werden sollten, werden wider eigne Bürger gekehrt, die nachher die Tollheit haben, zu behaupten, daß der, den sie als König ausrufen lassen, frey und einstimmig zum Könige erwählt sey. Ereignete sich der Fall der Wahl zu einer Zeit, in der Krieg wäre, so würden die Feldherrn der Republik, die wegen der ihnen Kraft ihrer Aemter zuständigen wechselseitigen Unabhängigkeit selten miteinander einig und sowohl dem Feinde Widerstand zu thun,

als

als für die Sicherheit des Reichstages zugleich zu sorgen verbunden sind, die Herrn und Schiedsrichter des Staats werden, weil die Kriegsmacht des Staats ganz in ihren Händen steht. Dies gibt aber zu den größten Misbräuchen Anlaß. Denn das Schicksal der Nation hängt alsdenn allein vom Eigensinn und Eigennuz der Häupter der Kriegsvölker ab, die bey der geringsten Ursache zu Misvergnügen sich conföderiren. — Dann geben sie die Grenzen Preiß, oder heben die Kriegsoperationen auf, dann überlassen sich die Truppen der Zuchtlosigkeit, dem Plündern, schließen den versammelten Senat ein, und machen, daß die Wahl nach dem Gutfinden der Großfeldherrn ausschlagen muß. Ist zum Unglück der Großfeldherr von Litthauen für eine andre Partey als der Cronfeldherr, so entsteht eine Spaltung unter der Armee, die Protestationen bleiben dann nicht blos bey juristischen Deklarationen, kindischen Manifestationen, und leeren Drohungen bestehn. Die kostbaren Kriegszurüstungen,

die man zur Ausführung des Vertheidigungs- und Angrifsplanes, zur Verjagung der Feinde aus dem Reich, zur Sicherheit und Ehre des Staats gemacht, werden dann wider den Staat selbst angewandt. Während der Entledigung des Throns läuft die Republik Gefahr, statt Eines Herrn zween zu bekommen, oder besser zu sagen, Pohlen und Litthauen stehn dann auf dem Punkt, zwey Königreiche zu werden, und jedes sich einen unabhängigen eignen Herrn zu geben. Dieß ist beynah der sichre Ausgang einer Wahl in Kriegszeiten. Selten läßt der Ehrgeiz der Großfeldherrn diese Gelegenheit ungenützt, und der bittre Unwille der Litthauer gegen die Pohlen erlaubt sich in solchem Zeitpunkt eine öffentliche Spaltung, und droht der Republik beständig mit der Unthätigkeit der Truppen des Großherzogthums, welches gewiß, so bald vortheilhafte Umstände erscheinen, sich der pohlnischen Herrschaft zu entziehen nicht ermangeln wird. Auf diese Art hat die Republik Pohlen, indem sie ihre

Zeit und Kräfte wider sich selbst verschwendet, durch die fehlerhafte Mechanik ihrer Verfassung und den Stoß, den alle Theile der Staatsverwaltung dabey leiden, beständig geschwächt, nach und nach Curland, Liefland, die ganze Küste des baltischen Meeres; die Ukraine und viele andre reiche und ansehnliche Provinzen verlohren, die sie wohl niemals wieder zurück bekommen wird, so lange der Schwindel der Freyheit, die Kleinmüthigkeit und der Eigennutz der Particuliers und die Lehnsgewalt diejenigen Grundsätze seyn werden, nach denen die Vornehmsten der Nation sich richten. Die erblich eingerichtete königliche Gewalt und Monarchie und sonst nichts, kann die unordentliche Macht der Großen abschaffen, und den Unterthanen, die so lange Zeit unter der niederdrückenden Last des Willkührs, und der uneingeschränkten Gewalt der Eigenthümer seufzen, die Ruhe wieder geben.

Das Schicksal des alten Roms sollte den Republikanern, die auf ihre Freyheit am stol-

zesten, und auf ihre Rechte am eyfersüchtigsten sind, jederzeit vor Augen schweben. Unbeständigkeit, Uneinigkeit, Unentschlossenheit, Theilung der Macht stürzten diese Weltbeherrscherinn, die so lange den Anfällen von außen widerstanden, und endlich das Opfer innerlicher Meutereyen, der Kämpfe um die Oberherrschaft, der Unthätigkeit der Gesetze, der aus der bürgerlichen Licenz entspringenden Frechheiten, kurz ein Opfer der Anarchie wurde.

Nachdem ich nun von den unwichtigen Vortheilen eines Wahlreichs überhaupt, und besonders von der fehlerhaften Form der pohlnischen Königswahlen geredet, nachdem ich die unglückliche Quelle der bürgerlichen Unruhen, und die unmittelbare Ursache der schwankenden Staatsverwaltung gezeigt, so wollen wir jeßt die äußere Politik der Republik Pohlen, und wie sie sich mit ihren Bundesgenossen und Beschützern nimmt, untersuchen. Ein Staat, der über sein Innres so wenig wacht, ist auch gemeinhin unachtsam, und ungeschickt,

geschickt, sich die Freundschaft und Unterstützung der Staaten zu erwerben, mit denen er in Bündnissen steht, oder der Mächte, die ihm Sicherheit schaffen, deren Vermittelung ihm nützlich gewesen ist, und noch werden kann. Aus der Geschichte kann man darthun, daß kein Königreich sich leichtsinniger, ich will nicht sagen undankbarer gegen entfernte Mächte, die recht viel Geld und Menschen zu seiner Unterstützung angewandt, betragen hat. Frankreich und Italien haben mehr als einmal ungeheuere Summen zur Unterstützung Pohlens angewandt, wogegen die Republik oftmals ohne Rücksicht auf den Zweck der Subsidien, ihre Feldherrn den durch die Verbindung verschiedner Mächte bestimmten Plan verlassen, die zum Kriege bestimmten Fonds anderweitig verwenden, sich durch Langsamkeit, und übel ausgedachte und noch schlechter ausgeführte Operationen auszehren gesehen. Die Pohlen sahen die Hülfe, die sie zu verschiedenenmalen, um sich den Feinden der Christenheit zuwidersetzen,

setzen, erhalten hatten, als etwas ganz sichres an, und hatten es sich zur angenehmen Gewohnheit gemacht, fremdes Geld in ihr Land kommen zu sehen, und auf andrer Kosten Krieg zu führen. Die öftere Wahl eines ausländischen Königes, und die Streitigkeiten, die immer zwischen den Türcken oder den ihnen zinßbaren Nationen und den Pohlen auszubrechen in Begriff standen, waren zwo ergiebige Quellen, aus denen unruhige Köpfe und vom Ehrgeiz geplagte Bürger mit vollen Händen schöpften, ohne den wirklichen Verlust von Menschen, die Vernachläßigung des Ackerbaues, und die Zerstöhrung des Handels, als die natürlichen Folgen dieser immerwährenden dem allgemeinen Wunsch der Nation zuwider angefangnen oder fortgesetzten Kriege, in Betracht zu ziehen. Habsucht, und Zügelosigkeit verewigten diese kriegerische Leidenschaft, deren Zweck eben so sehr Raubsucht, als wirkliche Liebe zu Ruhm war. Pohlen kannte blos Feinde und Bundesgenossen für den gegenwärtigen Augenblick, that den ersten

nur geringen Widerstand, sicherte kaum seine Grenzen, wenn man ja übel bestimmte und wider die von eignen Mitbürgern boshafter Weise angesponnene Einfälle schlecht gesicherte Grenzen noch Grenzen nennen will, äußerte kein Zutrauen, keine Gefälligkeit gegen seine beschützende und freundschaftliche Mächte, und die Häupter der Armeen bedienten sich ohne Rückhalt der uneingeschränkten Gewalt, verfolgten fast beständig ihre Privatentwürfe, ohne auf die Befehle des Königs und die vom Senat angenommne Plane zu achten. Der Despotismus der Großfeldherrn und ihre immerwährende Uneinigkeit machten den unnöthigen Krieg auch meistentheils ganz fruchtlos, wenn man gleich große Vortheile daraus hätte ziehen können. Die Unthätigkeit der Truppen war bey mehr als einem Vorfall die Frucht einer offenbaren Verrätherey, die den guten Erfolg hinderte, die Macht und Hülfsqnellen ganz umsonst erschöpfte, und grausame Widerwärtigkeiten veranlaßte, bey denen man wider den Feind und die Zuchtlosigkeit

keit eigner Soldaten zu gleicher Zeit zu kämpfen hatte, und aus denen man sich blos durch Stillstände zog, die dem Bruch ausgesetzt sind, und durch schädliche uud schimpfliche Friedensschlüsse. Die Gewalt der Großfeldherrn ersetzte ihren Mangel an Talenten, ihre eigensinnige Einfälle waren die einzigen Gesetze, die sie anerkennen wollten. Bald wurde in der Strenge, bald in der Gelindigkeit der Kriegszucht ausgeschweift. Vergebens suchten die Republik und der König sich wider die gewagten und widersprechenden Unternehmungen der Armeen, die der königlichen Gewalt, und der Würde des Throns trotzten, und alles in Brand setzten, ohne sich um die Friedensmittel, die dem Staat übrig blieben, zu bekümmern, zu vereinigen. Mehr als einmal hat die Republik Pohlen sich durch das unordentliche Betragen ihrer Feldherrn nur ein Haarbreit von ihrem Untergange entfernt, zinßbar zu werden, in Einem Augenblick von Siegen und Triumphen zu der harten Nothwendigkeit, er-

nie-

niedrigende Friedensbedingungen anzunehmen, sich genöthigt gesehen. Der Fehler der Staatsverwaltung und eigentlichen Form bey Einrichtung der großen Aemter der Republik hatte auf das Militair einen solchen Einfluß, daß dadurch bey der Armee und in den Kriegsoperationen nichts festes wurde, so wenig als im Senat und auf den Reichstagen etwas festes und positives ist. Pohlen verlohr dadurch, daß es nicht mit eignem Vermögen zahlreiche Armeen unterhalten, und Kriege, die die Habsucht seiner Großfeldherrn immer neu anzettelte, bestreiten konnte, erschöpft durch die wiederholte Anstrengungen, die es machen mußte, und von fremder Hülfe, die es mit seinem Ungestüm selbst nicht erlangen konnte, entblößt, seine Ruhe, seine Macht, seinen Credit. Von seinen wirklichen Bundesgenossen verlassen, wurde es gezwungen, sich nach seinen Nachbarn zu richten, die die Last des Krieges auf die Schultern der Republik zu wälzen suchten. Da es sich maschinenmäßig regieren, und durch Kriegsplane, die dem Aussehn

sehn nach glänzend, in der That aber verderblich waren, überreden ließ, so sah man es oft sich ganz eitlen Projecten, abgelegnen, und kostbahren Kriegsunternehmungen überlassen, statt daß es die Soldaten und Gelder, die ihm so schwer aus den Provinzen aufzutreiben waren, zur Befestigung der Grenzen hätte anwenden sollen. Pohlen als ein auf allen Seiten offnes Reich hatte die Einfälle und Streifereyen eines jeden, dem es beliebte, auszuhalten, und oft sah die Nation sich auf den Wahlreichstagen genöthigt, dem Bürger die Krone zu geben, den eine fremde Macht, deren Glück die dem Wahlfreyheits-Recht zuwiderlaufende Unternehmungen rechtfertigte, dazu bestimmte. Das waren die Früchte übel getroffner Maasregeln, eines unvorsichtigen Zutrauens, übelangebrachter Versuche, der Unfähigkeit, der schlechten Negotiationen und der Ungeschicklichkeit der Vornehmsten aus der Nation. Der Privatnutzen behielt immer die Oberhand über den allgemeinen Vortheil, verhinderte die Vereinigung

der Willen, und die völlige Uebereinstimmung bey Vorschlägen, die dem Staat nützlich waren. Die Bürger schienen nicht gemeinsam zu arbeiten, nur blos in gleichgültigen oder wenig bedeutenden Dingen sich zu verstehen, wichen, so zu sagen, der Auseinandersetzung wesentlicher Fälle aus, die ihnen zur gründlichen Einsicht der Formen und Constitutionen der Republik und Kenntniß ihrer Unvollkommenheit verholfen haben würden. Die Menge von Fehlern, der beständige Verlust, die vielfältigen Widerwärtigkeiten und Erniedrigungen konnten es nicht dahin bringen, die Vornehmsten des Senats aus dieser gefährlichen Schlafsucht zu erwecken, um einige gründliche und dauerhafte Gegenmittel wider die Misbräuche zu ersinnen. Niemand hatte den Muth, die nothwendige Abänderung mit der ausnehmenden Gewalt der großen Aemter, und die Abschaffung einer Menge ungerechter und gefährlicher Vorrechte, deren die Plagegeister und Tyrannen des Staats genossen, vorzuschlagen, noch weniger, sie durchzusetzen.

Die traurige Verfassung der durch die Folgen des Krieges, dessen Ausgaben der Adel auf Kosten der übertriebnen Arbeit der Ackersleute trug, unterdrückten Untersassen, machte gar nicht das Gefühl der Vorsteher des Reichs rege. Alles befand sich in einem schmachtenden Zustande, und die sichersten Springfedern der Freystaaten, Betriebsamkeit, Uneigennutz, Großmuth, und Vaterlandsliebe machten weiter keinen Eindruck auf die pohlnische Nation. Sie flößte den großen Mächten, die der Nachsichtigkeit eines in offenbar falschen Grundsätzen von eingebildter Freyheit und Größe eigensinnigen Volkes überdrüssig waren, keine weitre Theilnehmung ein, sie wollten nichts weiter für eine Republik thun, die so wenig selbst für sich that, und die ihrer Erniedrigung ohnerachtet mehr Stolz, als sich schickte, bey den Unterhandlungen äußerte. In der That, wie soll man auch einer stolzen hartnäckigen Nation, die so befehlshaberisch bittet, als wenn sie ein Recht zu fodern hätte, die einem nichts anrechnet, und

welche

welche glaubt, daß ihr Platz unter den Mächten des zweyten Ranges es denen vom ersten zur Pflicht macht, für ihr Bestes etwas zu unternehmen, wie soll man einer solchen Nation seine guten Dienste, seinen Schutz, seine Hülfe zugestehen? Schwäche und Unglück geben freylich zwar einiges Recht, Beystand zu fodern und zu hoffen. Man muß aber verbindlich sich bezeugen, eine gewisse Heiterkeit in seine Führung mischen, und Ordnung und Aufrichtigkeit in sein Betragen, wenn man sich Freunde machen und erhalten will. Unsre Freunde werden uns immer beystehn, so sehr getrennt auch der wechselseitige Vortheil sey, wenn man sie nicht durch die falsche Anwendung ihrer verwilligten Hülfe vor den Kopf stößt, wenn man nur öffentlich äussert, wie viel man sich aus ihnen macht, wenn man auf ihren Rath achtet und sich gegen die Unterhändler der Schutzmacht auf eine schickliche Art beträgt. Auf die Manier muß sich eine Republik nützliche Bundesgenossen, wider die sie in keinem Verdacht

ihrem Glück verderblicher Absichten stehen darf, zu schaffen suchen. Denn wenn sie den mühsamen Endzweck ihrer Erhaltung dadurch zu erlangen sich Rechnung macht, daß sie jedem vorn Kopf stößt, daß sie Stolz und Unabhänglichkeit, als die einzige Gewähr für ihren Glanz und ihr Heil ansieht, daß sie die den Repräsentanten der Kronen, mit denen sie oft zu unterhandeln hat, schuldige Achtung vergißt, so fehlt es ihr an aller Staatsklugheit, und sie beraubt sich aller vernünftigen Hülfshoffnung. Hochmuth heilt keinen kranken und geschwächten Staat, und der zu Boden getretene Republikaner mag immerhin mit seinen Gerechtsamen und Vorrechten ein prächtiges Lerm machen, man wird ihm mit Grunde erwiedern können: jactas et genus et nomen inutile. Was ist denn auch diese eingebildete Freyheit, wenn man sie gegen gemächliches Leben und Ruhe hält? Kann man wohl wenige Augenblicke eines mehr durch den glücklichen Zusammenlauf der Umstände, als durch Geschicklich-

keit

keit erhaltnen Ruhms für eine Entschädigung des Verlusts der wirklichen Glückseligkeit, die eine sichre und gemäßigte Staatsverwaltung uns gewiß verschafft, ansehn? Wird man nicht berechtigt seyn, dem stärksten Anhänger der republikanischen Form unaufhörlich zuzurufen, „deine Vaterlandsliebe ist rühmlich, ich will weder dich vertheidigen noch dich tadeln, öffne aber die Augen über deine Verfassung, betrachte die Unvollkommenheiten deiner Staatsverwaltung — du hast keine andre Grundgesetze, als solche, die sich auf eine eingebildte und unausübliche Unabhängigkeit stützen. Deine Regierung führst du bittweise, sie ist vorübergehend, den öftern Veränderungen der Wahlen unterworfen, und erlaubt dir keinen sichern Plan weder in der Gesetzgebung noch in den Berathschlagungen, noch bey deinen Kriegsheeren; deine Ackersleute tritt man zu Boden, deine Felder sind wüste, die Bevölkerung nimmt ab, in allen Theilen des Staats ist keine gute Ordnung, die Gerechtigkeit liegt kraftlos, dein Handel will nichts sagen,

das Elend drückt dich aller Orten, dir droht Sklaverey, wenn du fortfährst, Factionen und Licenz unter deinen Mitbürgern zu unterhalten, denn du läufst Gefahr, das Opfer der Wuth eben dieser Mitbürger, oder der Schlauhigkeit deiner Nachbarn zu werden. Ein Mittel bleibt dir noch übrig, um alles zu überwinden, noch ein sichrer Weg, glücklich zu werden: Lerne gehorchen, unter dem Schutz der Gesetze, unter der Gewalt eines beständigen Oberhaupts leben. Die erbliche Monarchie kann euch auf immer von der Lehnsmacht befreyen, eure Kräfte wieder vereinigen, euch ein kluges und dauerhaftes Regiment verschaffen, und vor der traurigen Catastrophe, die ihr hättet voraussehen, und seit vielen Jahren verhindern sollen, bewahren."

Bey dem bloßen Vorschlage der monarchischen Form seh ich schon Schwierigkeiten in Menge sich vor den Augen einer Nation erheben, deren Bürger größtentheils die Nothwendigkeit und den Vortheil, sich von den Verwü-

stungen der Anarchie zu retten fühlen, die sich aber, so geneigt sie auch sonst zu der vernünftigen, und vergoltnen Aufopferung ihrer Lieblingsvorrechte sind, vor einem letzten kühnen Streich der Faktionsgeister unfehlbar fürchten. Das heißt so viel, es wird sich kein Senator finden, der Muth genug hätte, die Anlage eines nützlichen und heilsamen Plans zu unternehmen, und großmüthig mit Genehmigung und unter den Augen des Fürsten, der Ritterschaft und des Senats an seiner Ausführung zu arbeiten; denn die Wurzeln der ursprünglichen Freyheit werden der Einbildung einiger falschen Anhänger der wirklichen Vaterlandsliebe unausrottlich scheinen. Sollten denn die Pohlen also gar keine Anführer finden, als blos dann, wenn es darauf ankommt, sich an Irrthümern zu weiden, oder in ihr Verderben zu laufen? Sollte kein Staatsmann geschickt und patriotisch gnug seyn, um die Vorurtheile seiner Nebenbürger zu bestreiten, um ihnen begreiflich zu machen, worinn der wahre Patriotismus besteht,

der Hirngespinste und selbst solche Dinge, die der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen, von sich zu entfernen weis, wenn eine Nation in der Nothwendigkeit ist, ihre Ueberbleibsel zu sammeln, und sich unter der Königlichen Gewalt diesem mächtigen Schirm der Gesetze wieder zusammen zu vereinigen? Sollte die Monarchie, diese kluge und gemäßigte Staatsverwaltungsform, die die Völker so wohl wider den Despotismus als die Anarchie bewahrt, den Einwohnern Pohlens nicht in einem Gesichtspunct vorgestellt werden können, in dem sie allen Menschen anbetenswürdig scheint. Da sie sie beständig der Süßigkeiten des Friedens, und der Vortheile des Bodens, den die Natur ihnen zu bearbeiten, nicht aber mit dem Blut ihrer Landsleute zu netzen, angewiesen hat, genießen läßt? Die monarchische Gewalt muß mit Farben, die ihr eigen sind, gemalt werden, wie sie nämlich einen vernünftigen Gehorsam fodert, keinesweges aber alle ursprüngliche Rechte zerstört, als die Verfolgerinn der Licenz, keinesweges aber der geziemen.

ziemenden Freyheit, die den Gesetzen weder zu trotzen, noch sie zu zerstören sucht.

Solche Unternehmungen sind des Eyfers und der Talente einer unerschrocknen obrigkeitlichen Person würdig, die der ganze Senat ganz unfehlbar unterstützen, über deren Bemühungen der leidende Theil der Nation frohlocken wird, deren Maximen zum Gesetz werden und in den Sitten und der Staatsverwaltung auf einmal eine Veränderung hervorbringen werden. Es wird kein Blut zur Versieglung dieses rühmlichen Werks, das seinen Urheber verewigen und Pohlen seinen Namen immer theuer machen wird, zu vergießen nöthig seyn, vielmehr würde man dadurch das Blut ersparen, was die unruhigen Köpfe verschwenden, und auswärtige Kriege vielleicht noch im Ueberfluß könten fliessen lassen.

Von der Beschaffenheit muß die Staatsklugheit jedes guten Patrioten seyn. Er muß darüber erröthen, in den Rathsversammlungen der Nation Misbräuche durch sein Still-

schweigen zu begünstigen, er muß über die thörigte Sicherheit oder Kleinmüthigkeit der Bürger, die die Begebenheiten den Lauf und die Wendung nehmen lassen, die ihnen die natürliche Folge der Dinge in dem Augenblick oder Punkt des Verfalls anweisen, unwillig werden. In diesen politischen Stürmen eben, bey denen alles ein Spiel der Umstände zu werden Gefahr läuft, ist es unumgänglich nöthig, den mächtigen Damm der Gesetze und der Autorität zusammen entgegen zu stellen, um den Wirbeln widerstehn, und sie zerstreuen zu können. Die Zeit mit weitläuftigen Reden und Berathschlagungen zubringen, wenn Zeit zu handeln ist, heißt das Uebel so arg werden lassen, daß in der Folge ihm nichts mehr helfen kann. Sich wider die Gewalt des Throns zu einer Zeit auflehnen, wo man nur darauf denken sollte, ihn zu befestigen und wider die furchtbaren Angriffe unruhiger Köpfe zu sichern, heißt das nicht in gewisser Art die Licenz, diese Hyder, die sich immer verjüngt und nichts achtet, wenn sie der

Straf-

Straflosigkeit gewiß ist, zur Staatsmaxime erheben? Eine Nation, die sich ein Oberhaupt erwählt, hat ohnfehlbar bedenken sollen, wie es nothwendig sey, ihm das Ruder der Geschäfte anzuvertrauen, und wie lächerlich sie sich macht, wenn sie einen König hat ohne Macht, ohne Würde, der in die Berathschlagungen und Entscheidungen nicht mehr Einfluß als der geringste Bürger hat, der nur darum im Rath den Vorsitz führt, um seine auf das allgemeine Wohl abzweckende Absichten hintertrieben zu sehen, und schädlichen und phantastischen Planen von Unfähigkeit, dem Schwindelgeist oder der Bosheit der vornehmsten Senatoren und ansehnlichsten Bürger erzeugt, beyzutreten genöthigt zu seyn. Womit soll sich ein solcher Fürst, wenn er erst durch den immerwährenden Widerstand, der ihm bey der Wiedervereinigung der bey der Staatsverwaltung angesetzten Personen gethan wird, überzeugt ist, wie unnütz und vergeblich es sey, für das Wohl seiner Völker zu arbeiten, beschäfftigen? Da das Wohl und die Ruhe

seiner Unterthanen nicht weiter auf seiner väterlichen Vorsorge beruht, indem man diese unwirksam gemacht hat, so wird er auf weiter nichts als auf den Genuß der Vorrechte und Ehren der Majestät, und auf Reichthümer für sich und sein Haus zusammen zu häufen denken, gegen alles andre wird er gleichgültig und zugleich berechtigt seyn, den Ruhm und die Staatsverwaltung der Republik für Dinge anzusehen, die ihn nicht angehen. Die Beziehungen zwischen Oberhaupt und Gliedern wird wegfallen, und die allgemeine Sache wird in diesem Stande wechselseitiger Gleichgültigkeit dem Raube aller derer überlassen seyn, die die Gewalt unter sich theilen, oder die darauf ausgehen, sich ihre Rechte und Vortheile zuzueignen. Das allgemeine Wohl wird keine Freunde, keine Anhänger mehr haben, jedem wird erlaubt seyn, das Volk mit List oder Gewalt unter die Füße zu treten, das Land arm zu machen, die Gerichtshöfe bey ihren Amtsverrichtungen in Verlegenheit zu setzen, die Richter und Vertheidiger ber klagenden oder

wirk-

wirklich beleidigten Parteyen zu bestechen oder furchtsam zu machen. Der König, der das Recht zu pflegen und Schwachheit und Unschuld zu schützen unter die schönsten Vorrechte der Souverainität rechnen muß, wird gegen die verderbliche Kunst, die Processe verwirrt zu machen, und die Endurtheile in Civilsachen in die Länge zu schieben, nichts vermögen, sondern immer den Schmerz haben, seine Unterthanen durch die Lehnsbesitzer und durch Obrigkeiten, die dazu bestellt waren, über die zwischen Lehnsherr und Vasall sich ereignete Streitigkeiten zu entscheiden, zu Grund gerichtet zu sehen. Sein Unvermögen, dem Volk Wohlthaten zu erzeigen, wird ihm alle Herzen verschließen; denn umsonst faßt das Volk nicht Neigung zu Jemand, und der gute Wille so wohl, als die Würde eines Fürsten haben in den Augen der Unterthanen nur in so fern einen Werth, als Gnadenbezeugungen von dem, der die Krone trägt, herabströhmen. Man kann es daher als ein politisches Axiom annehmen, daß die Verbindung

der königlichen Würde mit der republicanischen Form etwas Widersinniges sey. Aus einem solchen fehlerhaften Gemenge wird die Zernichtung des Staats entstehen, der sich doch dadurch, daß er die unumschränkte Gewalt getheilt, vor ihr hat sicher stellen wollen. Die Theilung der höchsten Gewalt schwächt blos die Gesetzgebung, von der die Thätigkeit aller Triebfedern abhängt. Die Vornehmsten der Nation streiten sich, aus Begierde nach dem höchsten Rang und den Vorrechten der höchsten Aemter, beständig untereinander, wo der Ehrgeiz herrscht, haben die Gesetze keine Kraft, und die Republik hat keinen Bürger, auf den sie sich verlassen könnte, so wenig als die Königskrone einen sichern Anhänger hat. Ein Staat, der der Wuth beständiger Meutereyen, innerlicher Kriege, den schimpflichen Ausschweifungen der Licenz entgehen, und sich unter den benachbarten oder entfernten Mächten im Ansehn erhalten will, muß daher endlich den klugen Entschluß fassen, seiner Existenz eine gewisse und ganz entschiedne Gestalt

zu geben, zwischen der Monarchie oder der republikanischen Regierung zu wählen, entweder Einem zu gehorchen, oder die Gefahren des aristocratischen Regiments, Unterdrückung und Eigensinn einer Menge von Häuptern, die für die Freyheit furchtbarer sind, als ein Heer, zu wagen. Möchte Pohlen doch in die unglücklichen Zeiten zurück sehen, in denen die Tyranney und schlechte Führung der vornehmsten Bürger es der dringenden Nothwendigkeit, die höchste Gewalt den Händen eines Königs zu überlassen, aussetzten, und endlich begreifen, wie nützlich es sey, diesen mächtigen Schutz der Schwachen wider die Starken nicht zu zerstöhren. Möchte es doch zittern, wieder in jene Jahrhunderte der Finsterniß, der Schrecken, der Knechtschaft zurück zu gerathen, sich wieder in das stürmische Meer bürgerlicher Kriege, auf dem die mächtigsten Reiche Schiffbruch zu leiden Gefahr laufen, zu stürzen; Möchte es doch Europens Staatswirthschaft betrachten, die Zer-

störun-

störungen, die eine gemischte Regierung in den Staaten veranlaßt, die Ungewißheit und Gährung der Republiken, die dauerhaften Vortheile der Monarchien, die äußerliche Ehrerbietung und Achtung, die man für sie hat, die sichre Hülfsquellen, die sie den Fürsten und Völkern, die nur Ein Intresse haben, die unzertrennlich mit einander verbunden sind, schafft. Möchte es doch eilen, auf die Grundsätze der Freyheit und Unabhänglichkeit, die sich mit einer ordentlichen und gehörig befolgten Staatsverfassung, der einzigen die Völkern eine dauerhafte Glückseligkeit verschaffen kann, nicht verlangen Verzicht zu thun. Der Hauptpunkt besteht darinn: glücklich zu seyn — und wie kann man dieses erlangen? Durch Mäßigung.

Werdet einmal weise, Pohlen! die Süßigkeiten der Ruhe sind mehr werth, als Eroberungen, die so viel kosten: die Früchte eines friedlichen Gehorsams übertreffen weit die Reize einer Freyheit, welche der Ruhe und Erhaltung Feindinn ist. Erinnert Euch beständig

an

an die Ungemächlichkeiten der Wahlen, an das Elend der Zwischenreiche, an die Schande der Absetzungen, und Abdankungen eurer Könige, an den Besitz eures Throns, den ihr Fremden, zum Nachtheil eurer Eingebohrnen, die allein das Recht über Euch zu herrschen haben, eingeräumt — Wahrlich Gründe genung, um Euch zur Annahme eines gründlichen Staatsverwaltungssystems zu bewegen. Nur noch Eine solche Regierung wie Michaelis, den der bloße Eigensinn auf den Thron erhob, und seine Unfähigkeit wieder herabstürzte, oder wie Casimirs, den der durch einen Theil der Bürger verursachte Ueberdruß des Throns die Krone selbst niederzulegen zwang, während daß die vornehmsten der Nation Mine machten, als ob sie es ihm nicht erlauben wollten, und mit treulosen verstellten Herzen sich gegen ihn betrugen, als ob es ihnen leid thäte — noch eine solche Regierung, so werden eure Jahrbücher der Nachwelt neue Beyspiele eurer alten Fehler liefern, die immer aus derselben Quelle fließen, über die sich scharfsich-

rige Staatskluge nicht wundern werden, aus denen Ihr Euch aber bey dem Verfall, in den Ihr seit anderthalbhundert Jahren gerathen, nicht werdet helfen können. Ihr habt nicht ferner, so wie damals, Diversionen zu eurem Besten zu erwarten: die ganze Last des Krieges erwartet Euch in dem Fall, wo ihr durch eine schnelle und vergebne Anstrengung, eure Verluste, ohne zuvor eure ganze Staatsverwaltung umgeändert zu haben, ersetzen zu können glaubt. Um mit bewaffneter Hand anzugreifen oder sich zu vertheidigen, hält Herzhaftigkeit zwar einen Augenblick vor, die Entschlossenheit, die die Verzweifelung einflößt, wird freylich einigen Effekt machen, aber wie kurz wird es dauren, wenn Talente und Mittel nicht hinreichen werden, wenn man von Nachbarn umgeben seyn wird, die auch herzhafte Krieger, aber bessere Rechenmeister, von langer Zeit her auf die Sicherheit ihrer Grenzen gegen eine periodische Gährung vorbereitet sind, und die es gar nicht nöthig finden werden, fremdes Land zu schonen, um

der

der Sicherheit des ihrigen gewiß zu bleiben. Wo habt ihr denn auch die Kräfte, die Euch etwas zu unternehmen gestatten? Kein Geld, keine Zeughäuser, keine Armeen, keine Kriegszucht, kein militairischer Geist, kein fester sicherer Plan; keine auf einerley Gegenstand gerichtete Gesinnungen — einige zerstreute schlecht eingerichtete, am öftersten wider einander selbst gebrauchte Truppen, keine Generals, die Erfahrung genug hätten, um sie in Corps zusammen zu ziehen und in Ordnung zu halten; eure vornehmsten Senators, eure reichsten Eigenthümer, die vornehmsten Glieder der Ritterschaft haben den Rath, die Armee, ihre Gouvernements, ihre Güther, kurz ihr Vaterland verlassen — das ist das wahre Gemählde eurer jetzigen Lage. Wie wollt ihr diese Menge von Bürgern ersetzen, die überall eine Zuflucht gesucht, wo Friede und Menschheit sie ihnen angeboten, die Pohlen nur dann erst wieder für den gemeinschaftlichen Sammelplatz wahrer Patrioten ansehen werden, wenn die, die die Un-

ruhen begünstigen, die Anhänger der Anarchie alle Hoffnung, allen Einfluß auf die Herzen werden verloren haben. Doch ohne daß nicht die Fahne des bürgerlichen Friedens durch eine rechtliche und von der Nation bewilligte Einführung der erblichen Monarchie aufgestecket seyn wird, werdet ihr Bürger, die sich freywillig verbannt haben, und die ihre Talente dem Staat zu widmen schuldig sind, nicht zurück rufen — und müßtet ihr auch zum schärfsten Ostracismus wider diese mächtige und unruhige Ehrgeizige, die die Nation als ihre grausamsten Feinde zu behandeln das Recht hätte, greifen — Soll man wohl Nachsicht gegen Rasende brauchen, die alles Gefühl für ihr Vaterland verloren haben, die, nachdem sie ihre Hände mit dem Blut ihrer Nebenbürger besudelt, ihren Frevel selbst bis wider die Person des Fürsten getrieben, die ohnfehlbar begierig sind, die beweinenswürdige Geschichte ihrer Unmenschlichkeit und Blindheit durch einen abscheulichen Königsmord vollständig zu machen?

machen? Nichts beweist die Schwäche eines Staats deutlicher, als die Furchtsamkeit und Weichlichkeit derer, denen die Vollziehung der Gesetze obliegt, als ihre Langsamkeit, wider gottlose und verkehrte Menschen mit harten Strafen zu verfahren, als ihre Gleichgültigkeit, die Ursachen der Muthlosigkeit des vernünftigen Theils der Nation bey Seite zu schaffen. Diese öffentliche Pest, die das Volk mit dem Sauerteige ansteckt, der stets der guten Ordnung und dem Ansehn des Throns widerstreitende Grundsätze in die Höhe gährt, in seinem Busen ernähren, heißt sich mit schuldig machen, und den Zerstöhrern des öffentlichen Wohls die Hand bieten. Wahrlich eine unwürdige und schimpfliche Rolle für Bürger, die Standes halber ein Beyspiel von Tugend geben sollten, die, als sie ihre Aemter übernahmen, schwuren, gerechte Verfolger des Verbrechens, Geissel des Lasters, und treue Unterstützer derjenigen Gewalt zu seyn, von der ihnen auch ein Theil anvertraut ist. Was wird man für Ehrerbietung für die Glie-

der des Senats, dieses erlauchten und höchsten Gerichtshofes der pohlnischen Nation haben, wenn die Würde des Throns bey jeder Gelegenheit erniedrigt, in Nachtheil gesetzt wird, und mit ihren verfinsterten Strahlen nicht weiter die verkehrten und nachsichtigen Diener der Gesetzgebung erwärmen kann? Die Herabsetzung des Fürsten ist zugleich die wirkliche Unterdrückung der Obrigkeiten, sie haben Ehre und Demüthigung mit einander gemein, weil sie blos die Nationalglückseligkeit zum einzigen Gegenstande haben müssen. Der Monarch so wohl, als die untergeordneten Handhaber der Gewalt sind beyde ihre Zeit auf die Erhaltung oder Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu verwenden schuldig. Gemeinschaftlich müssen sie sich der Waffen, die die höchste Gewalt ihnen in die Hände giebt, dazu bedienen, die Unternehmungen der Ehrsüchtigen scheitern zu machen, und sie mit der auf die Uebertretung und Verachtung der Gesetze gesetzten Schande zu bedecken. Die Ausrottung dieser unendlichen

lichen Leichtigkeit, die Berathschlagungen zu unterbrechen, ist unumgänglich nothwendig, um diejenigen Materien fest zu bestimmen, die man so lange umsonst vornehmen wird, als die Dauer und Thätigkeit der Reichstage vom Privateigensinn und Eigennutz abhängen werden. Der Misbrauch des liberum veto hat die außerordentlichen Versammlungen der Nation mehr als einmal Augenblicke verschwenden lassen, die man der innern Polizey des Königreichs entzogen, und sehr kostbar zu Schlüssen hätte anwenden können, die den Wunsch der Bürger über dringende Gegenstände erfüllt hätten. Es ist beynah unbegreiflich, wie bey dem überzeugenden Anblick der daraus so oft entsprungenen Uebel ein offenbar stöhrendes Recht, Kraft dessen auf ein Geschrey ohne Grund den Augenblick die Verhandlung der erheblichsten Geschäffte aufhört, noch gesetzlich bestehn kann. Denn wofern der, der die vorher überlegte oder nicht überlegte Protestation gethan, nur die gehörige Hartnäckigkeit besitzt, oder sich von mächtigen Anstiftern unterstützt

stützt weiß, so darf man weiter nicht den einmal unterbrochnen Reichstag wieder in Gang zu bringen hoffen. Um eines einzigen Punkts willen, der die Galle des Widersprechers in Bewegung gebracht, werden alle übrige Materien auf den nächst zu haltenden Reichstag verwiesen, dessen Ankündigung, Zusammenberufung, Eröffnung und Bestehung eben dieselbe Hindernisse zu erwarten hat. Die Processe zwischen den Einsassen und Herren, die diese letztern vermöge der Vorrechte ihrer Aemter, an den Reichstag gezogen, um allda, als der letzten Instanz, vorgenommen zu werden, haben alsdann mit den Staatsgeschäften einerley Schicksal, und werden ebenmäßig durch die heimlichen und tadelnswürdigen Ränke der Großen, die sich vor einem Endurtheil ihrer Privatstreitigkeiten und Vexationen fürchten, und unter der Unentschiedenheit der Nationalgeschäfte eine scheinbare Ausflucht finden zu können gewiß sind, verschlept. Die aufeinander folgende Zerreissung verschiedner Reichstage wird im Augenblick das Feuer der Uneinigkeit

keit anzünden, bald wird überall das Mißverständniß, das unter der Hand herrscht, und bey der fortdaurenden Unterdrückung der mächtigsten Bürger nicht fehlen kann, ausbrechen. Wider wen sollen dann die Klagen, das Geschrey, die Seufzer der zu Boden getretnen Partey der Nation sich erheben? Wider die Lehnsmacht, wider die Straflosigkeit, welcher die Woywoden und die großen Bediente der Krone gewiß sind, oder wider die königliche Gewalt, und die Staatsverwaltung des Fürsten? Soll das Volk wohl die Grundsätze der Aristokratie, die ihre grausame Verwüstungen ganz frey ausübt, und das öffentliche Unglück ganz frech auf die Königswürde schiebt, lieben? Wird es für die Bürger überhaupt angenehmer und nützlicher seyn, der Ungerechtigkeit und den Plackereyen so vieler gottloser, und gegen die Stimme der Menschheit unempfindlicher Menschen überlassen zu bleiben, als ausschliessungsweise dem Gesetzgeber des Staats, dem Beschützer der Gesetze, dem Vater des Volkes, dem Monarchen zu

zu gehorchen, der Gerechtigkeit und Weisheit neben sich auf dem Thron sitzen läßt, und die furchtbare Waage der Rechte und Pflichten im Gleichgewicht erhalten würde?

Nach dem genauen Vergleich, den ich eben zwischen den Uebeln, die für Pohlen aus den Unvollkommenheiten seiner gegenwärtigen Verfassung entstehen, und den unzähligen Vortheilen, die die Ausrottung der misbrauchten und der Nation nachtheiligen Rechte verschaffen würde, angestellt habe, ist es deutlich, daß die Wiederherstellung des innern Friedens leichter ist, als die Pohlen selbst es zu glauben scheinen. Auf einige Vorrechte, die gemeinhin die größten Unschicklichkeiten veranlassen, und fast niemals das allgemeine Wohl verschaffen, Verzicht zu thun; die noch verhandnen Ueberbleibsel einer eingewurzelten Aristocratie, die etwa wieder auskeimen wollten, von Grund aus auszugraben; der Staatsverwaltung diejenige Gestalt zu geben, welche die Umstände unaufhörlich als die zum gemeinsamen Wohl wesentlichsten anweisen, das ist die vernünftige Par-

tey, und die einzige, die sich für Völker schickt, die endlich einmal ihrer innerlichen Zwistigkeiten müde, und vor dem Abgrunde, den sie ihnen geöffnet, erschrecken sollten. Die Vornehmsten unter der pohlnischen Nation werden sich umsonst auf die Schwürigkeit berufen, die es kosten würde, den Adel und den Senat zur rechtlichen Einführung einer erblichen Monarchie zu bewegen. Führt nicht der allernützlichste Plan beym ersten Anblick Hindernisse mit sich. Neuerungen sind nur alsdann auszuführen unmöglich, wenn ihr guter Erfolg noch zweifelhaft ist. Man stelle einer Nation, welcher es wolle, die einleuchtende Art und Weise glücklich zu werden vor, so wird sie ihr beyzutreten sich beeifern, oder verdient höchstens nur das Mitleid mit ihrer Thorheit, das man Menschen, die den unglücklichen Entschluß gefaßt, sich selbst erniedrigende Ketten anzulegen, nicht versagen kann. Man ist nicht immer so gleich im Stande, sie zu zerbrechen! so schwer sie auch in der Folge der Zeit werden, wogegen es nur sehr wenig kosten

würde,

würde, von der übel angebrachten guten Meynung von der Vollkommenheit seiner Gesetze abzustehn, oder sie nicht auf eine hochmüthige Art beyzubehalten. Die alten Römer, deren kluge Staatsverwaltung man vor Einführung des gemischten Regiments mit Recht rühmen kann, hörten nie auf, ihre Gesetze zu bessern, um sie der natürlichen Billigkeit und dem Völkerrecht desto angemeßner zu machen. Sie schickten zu denen von ihren Nachbarn, deren Regierung die klügste war, blieben nicht blos bey einer kalten Bewunderung jener vorzüglichern Gesetze stehen, sondern einverleibten die fremden Gesetze die es werth waren ihren Gesetzbüchern. Die Nachbarschaft von Griechenland gab ihnen fürtrefliche Gelegenheiten, an der Verbesserung ihrer ersten Gesetze zu arbeiten; sie schämten sich nicht, einige unter diesen gänzlich abzuschaffen, mit andern die heilsam befundnen Einschränkungen vorzunehmen, und schätzten sich glücklich, die fürtreflichen Absichten Lykurgs und Solons mit ihren Grundsätzen gleichstimmig machen zu können.

X III. 87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Politische Betrachtungen über die innere Staatsverwaltung von Pohlen

Frankfurt [u.a. 1776

Polon. 5 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10778489-2
VD18 14401436-001